

Als Emmanuel Macron letzten Sommer den Franzosen das Ende des Überflusses ankündigte, fielen die Reaktionen gelangweilt bis sarkastisch aus; ein Großteil der Franzosen lebt nicht wie Gott in Frankreich, sondern muss für niedrige Löhne in prekären Arbeitsbedingungen hart buckeln. Auch was große staatliche Kulturprojekte angeht, wurde der Geldhahn bereits nach Jacques Chirac zugedreht: Letzterer hatte Anfang der 2000er für das Museum der Weltkulturen am Quai Branly die damals exorbitant erscheinende Summe von einer Viertelmilliarde Euro ausgegeben. Keiner seiner drei Nachfolger hat Vergleichbares auch nur angedacht. Diesseits des Rheins verhält es sich etwas anders: Als 2020 das Berliner Humboldtforum fertig war, schlugen rund 650 Millionen Euro zu Buche, und da war das Museum des 20. Jahrhunderts schon im Ofenrohr: 450 bis 600 Millionen Euro, so genau können wir das nicht sagen. Die Rede von der verspäteten Nation bekommt hier einen ganz neuen Sinn.

Richtig egal scheinen Zahlen ausgerechnet auch in der Stadt zu sein, in der branchenbedingt so viel damit hantiert wird, nämlich in Frankfurt. Seit Jahren schon zerbricht sich die Stadt den Kopf darüber, ob sie die Doppelanlage der Städtischen Bühnen am selben Standort für 900 Millionen Euro neu errichten oder für den gleichen Preis zwei Gebäude an zwei Standorten bauen soll. Die schüchterne Frage aber, ob es nicht auch günstiger ginge, kommt gar nicht erst auf. Es sei hier nur noch einmal darauf hingewiesen, dass der unlängst verstorbene Arno Lederer vorletztes Jahr den Münchnern nach zweieinhalb Jahren Bauzeit ein (außerordentlich schönes!) Volkstheater hinstellte, das gerade einmal 131 Millionen Euro kostete. In Frankfurt rechnet man also – es handelt sich ja um zwei Bühnen – mit dem vierfachen Preis: eher so die Kölner Liga, wo die Sanierung der Oper mittlerweile über eine Milliarde Euro verschlungen hat. Nach mehrfachem Aufschub will das Frankfurter Kulturdezernat den endgültigen Plan für die Städtischen Bühnen nun wirklich bald vorstellen. Wir können schon einmal mit Kanzlers Worten festhalten: Auch hier soll nicht gekleckert, auch hier soll geklotzt werden!

Ein ganz schönes Theater

Leonardo Costadura

wundert sich darüber, wo Geld fehlt und wo offenbar nicht.



Weiche Knie



Der neue Direktor des HKW: Bonaventure Soh Bejeng Ndikung
Foto: Alexander Steffens

Alexander Stumm und Marie Bruun Yde im Gespräch mit **Bonaventure Soh Bejeng Ndikung**

Monumentale Gebäude sind für viele Menschen eher angst-einflößend, meint der neue Leiter des Hauses der Kulturen der Welt in Berlin. Schwellen und Hegemonie setzt er Pluralisierung und Miteinander entgegen. Dabei soll Architektur eine große Rolle spielen.

Sie haben Anfang des Jahres die Position des Intendanten und Chefkurators des Hauses der Kulturen der Welt (HKW) übernommen. Am ersten Juniwochenende eröffnet das Haus mit neuem Programm. Was erwartet uns?

Wir arbeiten an mehreren interdisziplinären Formaten: Diskursreihen, Ausstellungen, Musikreihen, Architekturprojekten, Wissenschaftsreihen, viele Kurzzeit-, aber auch Langzeitprojekte über mehrere Jahre, die sich alle in Konversation miteinander befinden und vernetzt sind. Es wird intellektuell anspruchsvoll bleiben. Wissen steckt aber nicht nur im Kopf, sondern im ganzen Körper. Etymologisch bedeutet der Begriff Symposium: zusammen trinken. Es wird am HKW also nicht nur kognitiv, sondern auch sensuell zugehen.

Was ist ein Haus der Kulturen der Welt für Sie?

Das ist eine Frage, die ich selbst noch nicht abschließend beantworten kann. Zunächst einmal müssen wir verstehen, dass es viele Welten da draußen gibt, nicht nur die eine. Wie können wir mit diesen Welten verhandeln, wie können wir sie wahrnehmen? Die Welt ist außerdem keine Konstante. Vor 100 Jahren haben wenige große Mächte die Welt bestimmt. Heute ist das anders. Die Welt ist ein sich stetig verändernder Prozess.